

Peter Handke
Wunschloses Unglück

Erzählung

Mit einem Kommentar

von Hans Höller

unter Mitarbeit von Franz Stadler

Diese Ausgabe der »Suhrkamp BasisBibliothek – Arbeitstexte für Schule und Studium« bietet nicht nur Peter Handkes Erzählung *Wunschloses Unglück*, sondern auch einen Kommentar, der alle für das Verständnis des Buches erforderlichen Informationen enthält: eine Zeittafel zu Leben und Werk des Autors, ausführliche Hinweise zu den literaturgeschichtlichen, historisch-politischen und ästhetischen Voraussetzungen der Erzählung, die Entstehungsgeschichte und zeitgenössische Rezeption, Literaturhinweise sowie detaillierte Wort- und Sacherläuterungen. Der Kommentar ist entsprechend den neuen Rechtschreibregeln verfasst.

Hans Höller, geboren 1947, lehrt am Institut für Germanistik in Salzburg. Veröffentlichungen u. a. zu Franz Grillparzer, Adalbert Stifter, Thomas Mann, Peter Weiss, Jean Améry, Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard (SBB 23) und Peter Handke.

Franz Stadler, geboren 1946, Publizist in Wien. Veröffentlichungen zu Massenerliteratur und zur österreichischen Gegenwartsliteratur.

Suhrkamp

Der vorliegende Text folgt der Ausgabe: Peter Handke:
Wunschloses Unglück. Erzählung.
Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1974 (= suhrkamp
taschenbuch 146).

PT 2668
A65 W85
2003

Originalausgabe
Suhrkamp BasisBibliothek 38
Erste Auflage 2003

Text: © 1972 by Residenz Verlag, Salzburg.
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des
öffentlichen Vortrags, der Verfilmung und Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Abschnitte.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Kommentar: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003.
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Abschnitte. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Satz: Pagina GmbH, Tübingen
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum
Umschlaggestaltung: Hermann Michels
Printed in Germany

1 2 3 4 5 6 - 08 07 06 05 04 03

Inhalt

Peter Handke, <i>Wunschloses Unglück. Erzählung</i> ..	7
Kommentar	
Zeittafel	73
Interpretation	78
Vorbemerkung	78
Biographie und Ich-Erzählung	79
Durch sein »eigenes Gesicht hindurchschauen« ..	82
Literaturtheorie vor und nach 1968	85
Autor - Produzent - Dichter: Handke-Diskussion 1972	90
Kompositionelle Gliederung	92
Erzählgrammatik	95
»Politik und Physis«	96
»Später werde ich über das alles Genaueres schreiben«	99
Literaturverzeichnis	104
Wort- und Sacherläuterungen	108

»He not busy being born is busy dying«

BOB DYLAN

»Dusk was falling quickly. It was just after
7 p. m., and the month was October.«

PATRICIA HIGHSMITH

»A Dog's Ransom«

Unter der Rubrik VERMISCHTES stand in der Sonntagsausgabe der Kärntner »Volkszeitung« folgendes: »In der Nacht zum Samstag verübte eine 51jährige Hausfrau aus A. (Gemeinde G.) Selbstmord durch Einnehmen einer

- 5 Überdosis von Schlaftabletten.«¹
Es ist inzwischen fast sieben Wochen her, seit meine Mutter tot ist, und ich möchte mich an die Arbeit machen, bevor das Bedürfnis, über sie zu schreiben, das bei der Beerdigung so stark war, sich in die stumpfsinnige Sprachlosigkeit zurückverwandelt, mit der ich auf die Nachricht von dem
- 10 Selbstmord reagierte. Ja, an die Arbeit machen: denn das Bedürfnis, etwas über meine Mutter zu schreiben, so unvermittelt es sich auch manchmal noch einstellt, ist andererseits wieder so unbestimmt, daß eine Arbeitsanstrengung nötig sein wird, damit ich nicht einfach, wie es mir gerade entsprechen würde, mit der Schreibmaschine immer den gleichen Buchstaben auf das Papier klopfe. Eine solche Bewegungstherapie allein würde mir nicht nützen, sie würde mich nur noch passiver und apathischer machen.
- 15
20 Ebensogut könnte ich wegfahren – unterwegs, auf einer Reise, würde mir mein kopfloses Dösen und Herumlungern außerdem weniger auf die Nerven gehen.
Seit ein paar Wochen bin ich auch reizbarer als sonst, bei Unordnung, Kälte und Stille kaum mehr ansprechbar,
- 25 bücke mich nach jedem Wollfussel und Brotkrümel auf dem Boden. Manchmal wundere ich mich, daß mir Sachen, die ich halte, nicht schon längst aus der Hand gefallen sind, so fühllos werde ich plötzlich bei dem Gedanken an diesen Selbstmord. Und trotzdem sehne ich mich nach solchen
- 30 Augenblicken, weil dann der Stumpsinn aufhört und der Kopf ganz klar wird. Es ist ein Entsetzen, bei dem es mir wieder gut geht: endlich keine Langeweile mehr, ein widerstandsloser Körper, keine anstrengenden Entfernungen, ein schmerzloses Zeitvergehen.
- 35 Das schlimmste in diesem Moment wäre die Teilnahme

eines anderen, mit einem Blick oder gar einem Wort. Man schaut sofort weg oder fährt dem anderen über den Mund; denn man braucht das Gefühl, daß das, was man gerade erlebt, unverständlich und nicht mitteilbar ist: nur so kommt einem das Entsetzen sinnvoll und wirklich vor. 5
Darauf angesprochen, langweilt man sich sofort wieder, und alles wird auf einmal wieder gegenstandslos. Und doch erzähle ich ab und zu sinnlos Leuten vom Selbstmord meiner Mutter und ärgere mich, wenn sie dazu etwas zu bemerken wagen. Am liebsten würde ich dann nämlich sofort 10
abgelenkt und mit irgend etwas gehänselt werden. Wie 'in seinem letzten Film James Bond' einmal gefragt wurde, ob sein Gegner, den er gerade über ein Treppengeländer geworfen hatte, tot sei, und »Na hoffentlich!« 15
sagte, habe ich zum Beispiel erleichtert lachen müssen. Witze über das Sterben und Totsein machen mir gar nichts aus, ich fühle mich sogar wohl dabei.
Die Schreckensmomente sind auch immer nur ganz kurz, eher Unwirklichkeitsgefühle als Schreckensmomente, Augenblicke später verschließt sich alles wieder, und wenn 20
man dann in Gesellschaft ist, versucht man sofort, besonders geistesgegenwärtig auf den anderen einzugehen, als sei man gerade unhöflich zu ihm gewesen.
Seit ich übrigens zu schreiben angefangen habe, scheinen mir diese Zustände, wahrscheinlich gerade dadurch, daß 25
ich sie möglichst genau zu beschreiben versuche, entrückt und vergangen zu sein. Indem ich sie beschreibe, fange ich schon an, mich an sie zu erinnern, als an eine abgeschlossene Periode meines Lebens, und die Anstrengung, mich zu 30
erinnern und zu formulieren, beansprucht mich so, daß mir die kurzen Tagträume der letzten Wochen schon fremd geworden sind. Hin und wieder hatte ich eben »Zustände«: die tagtäglichen Vorstellungen, ohnedies nur die zum zigs-
ten Mal hergeleiteten Wiederholungen jahre- und jahr- 35
zehntealter *Anfangsvorstellungen*, wichen plötzlich aus-

einander, und das Bewußtsein schmerzte, so leer war es darin auf einmal geworden.

Das ist jetzt vorbei, jetzt habe ich diese Zustände nicht mehr. Wenn ich schreibe, schreibe ich notwendig von früher, von etwas Ausgestandenem, zumindest für die Zeit des Schreibens. Ich beschäftige mich literarisch, wie auch sonst, veräußerlicht und versachlicht zu einer Erinnerungs- und Formuliermaschine. Und ich schreibe die Geschichte meiner Mutter, einmal, weil ich von ihr und wie es zu ihrem 5
Tod kam mehr zu wissen glaube als irgendein fremder Interviewer, der diesen interessanten Selbstmordfall [mit einer religiösen, individualpsychologischen oder soziologischen Traumdeutungstabelle] wahrscheinlich mühelos auflösen könnte, dann im eigenen Interesse, weil ich auf- 10
lebe, wenn mir etwas zu tun gibt, und schließlich, weil ich diesen FREITOD geradeso wie irgendein außenstehender Interviewer, wenn auch auf andre Weise, zu einem Fall machen möchte.

Natürlich sind alle diese Begründungen ganz beliebig und durch andre, gleich beliebige, ersetzbar. Da waren eben kurze Momente der äußersten Sprachlosigkeit und das Bedürfnis, sie zu formulieren – die gleichen Anlässe zum Schreiben wie seit jeher.

Als ich zur Beerdigung kam, fand ich im Geldtäschchen meiner Mutter noch einen Briefaufgabeschein mit der Nummer 432. Sie hatte mir noch am Freitagabend, bevor sie nach Hause ging und die Tabletten nahm, einen eingeschriebenen Brief mit einer Testamentsdurchschrift nach Frankfurt geschickt. (Warum aber auch EXPRESS?) Am Montag war ich im selben Postamt, um zu telefonieren. Es war zweieinhalb Tage nach ihrem Tod, und ich sah vor dem Postbeamten die gelbe Rolle mit den Einschreibetiketts liegen: inzwischen waren neun weitere eingeschriebene Briefe abgeschickt worden, die nächste Nummer war jetzt 35
die 442, und dieses Bild war der Zahl, die ich im Kopf

hatte, so ähnlich, daß ich auf den ersten Blick durcheinanderkam und ganz kurz alles für ungültig hielt. Die Lust, jemandem davon zu erzählen, heiterte mich richtig auf. Es war ja so ein heller Tag; der Schnee; wir aßen Leberknödelsuppe; es begann mit . . . «: wenn man so zu erzählen anfangen würde, wäre alles wie erfunden, man würde den Zuhörer oder den Leser nicht zu einer privaten Teilnahme erpressen, sondern ihm eben nur eine recht phantastische Geschichte vortragen.

Es begann also damit, daß meine Mutter vor über fünfzig Jahren im gleichen Ort geboren wurde, in dem sie dann auch gestorben ist. Was von der Gegend nutzbar war, gehörte damals der Kirche oder adeligen Grundbesitzern; ein Teil davon war an die Bevölkerung verpachtet, die vor allem aus Handwerkern und kleinen Bauern bestand. Die allgemeine Mittellosigkeit war so groß, daß Kleinbesitz an Grundstücken noch ganz selten war. Praktisch herrschten noch die Zustände von vor 1848, gerade, daß die formelle Leibeigenschaft aufgehoben war. Mein Großvater – er lebt noch und ist heute sechsundachtzig Jahre alt – war Zimmermann und bearbeitete daneben mit Hilfe seiner Frau ein paar Äcker und Wiesen, für die er einen jährlichen Pachtzins ablieferte. Er ist slowenischer Abstammung und unehelich geboren, wie damals die meisten Kinder der kleinbäuerlichen Bewohner, die, längst geschlechtsreif, zum Heiraten keine Mittel und zur Eheführung keine Räumlichkeiten hatten. Seine Mutter wenigstens war die Tochter eines recht wohlhabenden Bauern, bei dem sein Vater, für ihn nicht mehr als »der Erzeuger«, als Knecht hauste. Immerhin bekam seine Mutter auf diese Weise die Mittel zum Kauf eines kleinen Anwesens.

Nach Generationen von besitzlosen Knechtsgestalten mit lückenhaft ausgefüllten Taufscheinen, in fremden Kammern geboren und gestorben, kaum zu beerben, weil sie

mit der einzigen Habe, dem Feiertagsanzug, ins Grab gelegt wurden, wuchs so der Großvater als erster in einer Umgebung auf, in der er sich auch wirklich zu Hause fühlen konnte, ohne gegen tägliche Arbeitsleistung nur geduldet zu sein.

Zur Verteidigung der wirtschaftlichen Grundsätze der westlichen Welt war vor kurzem im Wirtschaftsteil einer Zeitung zu lesen, daß Eigentum VERDINGLICHTE FREIHEIT sei. Für meinen Großvater damals, als dem ersten Eigentümer, wenigstens von unbeweglichem Besitz, in einer Serie von Mittellosen und so auch Machtlosen, traf das vielleicht wirklich noch zu: das Bewußtsein, etwas zu besitzen, war so befreiend, daß nach generationenlanger Willenlosigkeit sich plötzlich ein Wille bilden konnte: noch freier zu werden, und das hieß nur, und für den Großvater in seiner Situation sicher zu Recht: den Besitz zu vergrößern.

Der Anfangsbesitz war freilich so klein, daß man fast seine ganze Arbeitskraft brauchte, um ihn auch nur zu erhalten. So blieb die einzige Möglichkeit der ehrgeizigen Kleinbesitzer: das Sparen.

Mein Großvater sparte also, bis er in der Inflation der zwanziger Jahre das Ersparte wieder verlor. Dann fing er wieder zu sparen an, nicht nur, indem er übriges Geld aufeinanderlegte, sondern vor allem auch, indem er die eigenen Bedürfnisse unterdrückte und diese gespenstische Bedürfnislosigkeit auch seinen Kindern zutraute; seine Frau, als Frau, hatte von Geburt an ohnehin von etwas anderem nicht einmal träumen können.

Er sparte immer weiter, bis die Kinder für Heirat oder Berufsausübung eine AUSSTATTUNG brauchen würden. Das Ersparte schon vorher für ihre AUSBILDUNG zu verwenden, ein solcher Gedanke konnte ihm, vor allem, was seine Töchter betraf, wie naturgemäß gar nicht kommen. Und noch in den Söhnen waren die jahrhundertealten Alpträume der Habenichtse, die überall nur in der Fremde waren,

so eingefleischt, daß einer von ihnen, der mehr zufällig als geplant eine 'Freistelle auf dem Gymnasium' bekommen hatte, die unheimische Umgebung schon nach ein paar Tagen nicht mehr aushielt, zu Fuß in der Nacht die vierzig Kilometer von der Landeshauptstadt nach Hause ging und vor dem Haus – es war ein Samstag, an dem üblicherweise Haus und Hof sauber gemacht wurden – sofort ohne ein Wort den Hof zu kehren anfang; das Geräusch, das er mit dem Besen machte, in der Morgendämmerung, war ja Zeichen genug. Als Tischler sei er dann sehr tüchtig und auch zufrieden gewesen.

Er und sein ältester Bruder sind im Zweiten Weltkrieg bald umgekommen. Der Großvater hatte inzwischen weitergespart und das Ersparte in der Arbeitslosigkeit der dreißiger Jahre von neuem verloren. Er sparte, und das hieß: er trank nicht und rauchte nicht; spielte kaum. Das einzige Spiel, das er sich erlaubte, war das sonntägliche Kartenspiel; aber auch das Geld, das er dabei gewann – und er spielte so vernünftig, daß er fast immer der Gewinner war –, war Spargeld, höchstens schnippte er seinen Kindern eine kleine Münze davon zu. Nach dem Krieg fing er wieder zu sparen an und hat, als Staatsrentner, bis heute nicht damit aufgehört.

Der überlebende Sohn, als Zimmermeister, der immerhin zwanzig Arbeiter beschäftigt, braucht nicht mehr zu sparen: er investiert; und das heißt auch, er kann trinken und spielen, das gehört sich sogar so. Im Gegensatz zu seinem ein Lebtage lang sprachlosen, allem abgeschworenen Vater hat er damit wenigstens eine Art Sprache gefunden, wenn er diese auch nur benutzt, 'als Gemeinderat eine von großer Zukunft mittels großer Vergangenheit schwärmende weitvergessene kleine Partei zu vertreten'.

Als Frau in diese Umstände geboren zu werden, ist von vornherein schon tödlich gewesen. Man kann es aber auch beruhigend nennen: jedenfalls keine Zukunftsangst. Die

Wahrsägerinnen auf den Kirchtagen* lasen nur den Bur-schen ernsthaft die Zukunft aus den Händen; bei den Frauen war diese Zukunft ohnehin nichts als ein Witz.

Keine Möglichkeit, alles schon vorgesehen: kleine Schäkereien, ein Kichern, eine kurze Fassungslosigkeit, dann zum ersten Mal die fremde, gefaßte Miene, mit der man schon wieder abzuhausen begann, die ersten Kinder, ein bißchen noch Dabeisein nach dem Hantieren in der Küche, von Anfang an Überhörtwerden, selber immer mehr Weghören, Selbstgespräche, dann schlecht auf den Beinen, Krampfadern, nur noch ein Murmeln im Schlaf, Unterleibskrebs, und mit dem Tod ist die Vorsehung schließlich erfüllt. So hießen ja schon die Stationen eines Kinderspiels, das in der Gegend von den Mädchen viel gespielt wurde: Müde/Matt/Krank/Schwerkrank/Tot.

Meine Mutter war das vorletzte von fünf Kindern. In der Schule erwies sie sich als klug, die Lehrer schrieben ihr die bestmöglichen Zeugnisse, lobten vor allem die saubere Schrift, und dann waren die Schuljahre auch schon vorbei. Das Lernen war nur ein Kinderspiel gewesen, nach erfüllter Schulpflicht, mit dem Erwachsenwerden, wurde es unnötig. Die Frauen gewöhnten sich nun zu Hause an die künftige Häuslichkeit.

Keine Angst, außer die kreatürliche im Dunkeln und im Gewitter; nur Wechsel zwischen Wärme und Kälte, Nässe und Trockenheit, Behaglichkeit und Unbehagen.

Die Zeit verging zwischen den kirchlichen Festen, Ohrfeigen für einen heimlichen Tanzbodenbesuch, Neid auf die Brüder, Freude am Singen im Chor. Was in der Welt sonst passierte, blieb schleierhaft; es wurden keine Zeitungen gelesen als das 'Sonntagsblatt der Diözese*' und darin nur der Fortsetzungsroman¹.

Die Sonntage: das gekochte Rindfleisch mit der Meerrettichsoße, das Kartenspiel, das demütige Dabeihocken der Frauen, ein Foto der Familie mit dem ersten Radioapparat.

Veraltet für Kirtag, das oberdt.-kath. Pendant zur norddt. Kirrnes

Armtsgebiet eines kath. Bischofs

Meine Mutter hatte ein übermütiges Wesen, stützte auf den Fotos die Hände in die Hüften oder legte einen Arm um die Schulter des kleineren Bruders. Sie lachte immer und schien gar nicht anders zu können.

Regen – Sonne, draußen – drinnen: die weiblichen Gefühle wurden sehr wetterabhängig, weil »Draußen« fast immer nur der Hof sein durfte und »Drinnen« ausnahmslos das eigene Haus ohne eigenes Zimmer.

Das Klima in dieser Gegend schwankt sehr: kalte Winter und schwüle Sommer, aber bei Sonnenuntergang oder auch nur im Laubschatten fing man zu frösteln an. Viel Regen; schon Anfang September oft tagelang nasser Nebel vor den viel zu kleinen Fenstern, die auch heute kaum größer gebaut werden; Wassertropfen auf den Wäscheleinen, Kröten, die vor einem im Finstern über den Weg sprangen, Mücken, Insekten, Nachtfalter sogar am Tag, unter jedem Scheit in der Holzhütte Würmer und Asseln: davon mußte man abhängig werden, anderes gab es ja nicht. Selten wunschlos und irgendwie glücklich, meistens wunschlos und ein bißchen unglücklich.

Keine Vergleichsmöglichkeiten⁷ zu einer anderen Lebensform: auch keine Bedürftigkeit mehr?

Es fing damit an, daß meine Mutter plötzlich Lust zu etwas bekam: sie wollte lernen; denn beim Lernen damals als Kind hatte sie etwas von sich selber gefühlt. Es war gewesen, wie wenn man sagt: »Ich fühle mich.« Zum ersten Mal ein Wunsch, und er wurde auch ausgesprochen, immer wieder, wurde endlich zur fixen Idee. Meine Mutter erzählte, sie habe den Großvater »gebettelt«, etwas lernen zu dürfen. Aber das kam nicht in Frage: Handbewegungen genügten, um das abzutun; man winkte ab, es war undenkbar.⁷

Immerhin gab es in der Bevölkerung eine überlieferte Achtung vor den vollendeten Tatsachen: eine Schwangerschaft, der Krieg, der Staat, das Brauchtum und der Tod. Als meine

Mutter einfach von zu Hause wegging, mit fünfzehn oder sechzehn Jahren, und in einem Hotel am See kochen lernte, ließ der Großvater ihr den Willen, weil sie nun schon einmal weggegangen war; außerdem war beim Kochen wenig zu lernen.

Aber es gab schon keine andere Möglichkeit mehr: Abwaschhilfe, Stubenmädchen, Beiköchin, Hauptköchin. »Gegessen wird immer werden.« Auf den Fotos ein gerötetes Gesicht, glänzende Wangen, in schüchterne ernste Freundinnen eingehängt, die von ihr mitgezogen wurden; selbstbewußte Heiterkeit: »Mir kann nichts mehr passieren!«; eine geheimnislose, überschwengliche Lust zur Geselligkeit.

Das Stadtleben: kurze Kleider (»Fähnchen«), Schuhe mit hohen Absätzen, Wasserwellen und Ohrklipse, die unbekümmerte Lebenslust. Sogar ein Aufenthalt im Ausland!, als Stubenmädchen im Schwarzwald, viele VEREHRER, keiner ERHÖRT! Ausgehen, tanzen, sich unterhalten, lustig sein: die Angst vor der Sexualität wurde so überspielt; es gefiel mir auch keiner«. Die Arbeit, das Vergnügen; schwer ums Herz, leicht ums Herz, Hitler hatte im Radio eine angenehme Stimme.

Das Heimweh derer, die sich nichts leisten können: zurück im Hotel am See, »jetzt mache ich schon die Buchhaltung«, lobende Zeugnisse: »Fräulein . . . hat sich . . . als anständig und gelehrig erwiesen. Ihr Fleiß und ihr offenes, fröhliches Wesen machen es uns schwer . . . Sie verläßt unser Haus auf eigenen Wunsch.« Bootsfahrten, durchtanzte Nächte, keine Müdigkeit.

Am 10. April 1938: das deutsche Ja! »Um 16 Uhr 15 Minuten traf nach triumphaler Fahrt durch die Straßen Klagenfurts unter den Klängen des Badenweiler Marsches der Führer ein. Der Jubel der Massen schien keine Grenzen zu kennen. Im bereits eisfreien Wörthersee spiegelten sich die Tausende von Hakenkreuzfahnen der Kurorte und

Sommerfrischen. Die Maschinen des Altreiches und unsere heimischen Flugzeuge flogen mit den Wolken um die Werte.«⁷

In den Zeitungsannoncen wurden Abstimmungszeichen und Fahnen aus Seide oder nur Papier angeboten. Die Fußballmannschaften verabschiedeten sich nach Spielende mit dem vorschriftsmäßig ausgebrachten »Sieg Heil!«. Die Kraftfahrzeuge wurden statt »A« mit dem Kennzeichen »D« versehen. Im Radio 6.15 Befehlsdurchgabe, 6.35 Der Spruch, 6.40 Turnen, 20.00 Richard-Wagner-Konzert, bis Mitternacht Unterhaltung und Tanz vom Reichssender Königsberg.

»So muß dein Stimmzettel am 10. April aussehen: der größere Kreis unter dem Wort JA ist mit kräftigen Strichen zu durchkreuzen.«⁷

Gerade aus der Haft entlassene rückfällig gewordene Diebe überführten sich selber, indem sie angaben, die fraglichen Sachen in Kaufhäusern gekauft zu haben, die, weil sie Juden gehörten, INZWISCHEN GAR NICHT MEHR BESTANDEN.

Kundgebungen mit Fackelzügen und Feierstunden; die mit neuen Hoheitszeichen versehenen Gebäude bekamen STIRNSEITEN und GRÜSTEN; die Wälder und die Berggipfel SCHMÜCKTEN SICH; der ländlichen Bevölkerung wurden die geschichtlichen Ereignisse als Naturschauspiel⁷ vorge-

stellt.
»Wir waren ziemlich aufgeregt«, erzählte die Mutter. Zum ersten Mal gab es Gemeinschaftserlebnisse. Selbst die werktägliche Langeweile wurde festtäglich stimmungsvoll, »bis in die späten Nachtstunden hinein«. »Endlich einmal zeigte sich für alles bis dahin Unbegreifliche und Fremde ein großer Zusammenhang⁷: es ordnete sich in eine Beziehung zueinander, und selbst das befremdend automatische Arbeiten wurde sinnvoll, als Fest. Die Bewegungen, die man dabei vollführte, montierten sich dadurch, daß man

sie im Bewußtsein gleichzeitig von unzähligen anderen ausgeführt sah, zu einem sportlichen Rhythmus – und das Leben bekam damit eine Form, in der man sich gut aufgehoben und doch frei fühlte.

Der Rhythmus wurde existentiell: als Ritual. »Gemeinnutz geht vor Eigennutz, Gemeinsinn geht vor Eigensinn.«⁷ So war man überall zu Hause, es gab kein Heimweh mehr. Viele Adressen auf den Rückseiten der Fotos, ein Notizbuch wurde erstmals angeschafft (oder geschenkt?): auf einmal waren so viele Leute Bekannte von einem, und es eignete sich so viel, daß man etwas VERGESSEN konnte. Immer hatte sie auf etwas stolz sein wollen; weil nun alles, was man tat, irgendwie wichtig war, wurde sie wirklich stolz, nicht auf etwas Bestimmtes, sondern allgemein stolz, als Haltung, und als Ausdruck eines endlich erreichten Lebensgefühls; und diesen vagen Stolz wollte sie nicht mehr aufgeben.

Für Politik interessierte sie sich immer noch nicht: das, was sich so augenfällig abspielte, war für sie alles andere – eine Maskerade, eine »UFA-Wochenschau⁷ («Große Aktualitätensschau – Zwei Tonwochen!«), ein weltlicher Kirchtag. »Politik« war doch etwas Unsinnliches, Abstraktes, also kein Kostümfest, kein Reigen, keine Trachtenkapelle, jedenfalls nichts, was SICHTBAR wurde. Wohin man schaute, »Gepränge⁷, und »Politik«: war was? – ein Wort, das kein Begriff war, weil es einem schon in den Schulbüchern, wie alle politischen Begriffe, ohne jede Beziehung zu etwas Handgreiflichem, Reellem, eben nur als Merkwort oder, wenn bildhaft, dann »als menschenloses Sinnbild eingetrichtert⁷ worden war: die Unterdrückung als Kette oder Stiefelabsatz, die Freiheit als Berggipfel, das Wirtschaftssystem als beruhigend rauchender Fabrikschlöt und als Feierabendpfeife, und das Gesellschaftssystem als Stufenleiter mit »Kaiser – König – Edelmann / Bürger – Bauer Leinenweber / Tischler – Bettler – Totengräber«: ein Spiel,

das im übrigen nur in den kinderreichen Familien der Bauern, Tischler und Leinenweber vollständig nachgespielt werden konnte.

Diese Zeit half meiner Mutter, aus sich herauszugehen und selbständig zu werden. Sie bekam ein Auftreten, verlor die letzte Berührungsangst: ein verrutschtes Hütchen, weil ein Bursche ihren Kopf an den seinen drückte, während sie nur selbstvergnügt in die Kamera lachte. (Die Fiktion, daß Fotos so etwas überhaupt »sagen« können –: aber ist nicht ohnehin jedes Formulieren, auch von etwas tatsächlich Passiertem, mehr oder weniger fiktiv? *Weniger*, wenn man sich begnügt, bloß Bericht zu erstatten; *mehr*, je genauer man zu formulieren versucht? Und je mehr man fingiert, desto eher wird vielleicht die Geschichte auch für jemand andern interessant werden, weil man sich eher mit Formulierungen identifizieren kann als mit bloß berichteten Tatsachen? – Deswegen das Bedürfnis nach Poesie? »Atemnot am Flußufer«, heißt eine Formulierung bei Thomas Bernhard.)¹

Der Krieg, eine Serie mit gewaltiger Musik angekündigter Erfolgsmeldungen aus dem stoffbespannten Lautsprecherkreis der in den düsteren »Herrgottswinkeln«² geheimnisvoll leuchtenden »Volksempfänger«, steigerte noch das Selbstgefühl, »indem er die »Ungewißheit aller Umstände vermehrte« (Clausewitz)³ und das früher täglich Selbstverständliche spannend zufällig werden ließ. Es war für meine Mutter kein die zukünftige Empfindungswelt mitbestimmendes Angstgespenst der frühen Kinderjahre gewesen, wie er es für mich dann sein sollte, sondern zunächst nur das Erlebnis einer sagenhaften Welt, von der man bis dahin höchstens die Prospekte betrachtet hatte. Ein neues Gefühl für Entfernungen, für das, was FRÜHER, im FRIEDEN, war, und vor allem für die einzelnen andern, die sonst nur we-

(süddt./österr.) Ecke, die mit dem Kruzifix geschmückt ist

senlose Kameraden-, Tanzpartner- und Kollegenrollen gespielt hatten. Erstmals auch ein Familiengefühl: »Lieber Bruder . . . ! Ich schaue auf der Landkarte, wo Du jetzt sein könntest . . . Deine Schwester . . .«

5 Und so die erste Liebe: zu einem deutschen Parteigenossen, der, im Zivilberuf Sparkassenangestellter, nun als militärischer Zahlmeister ein bißchen etwas Besonderes war – und bald auch schon in andere Umstände gebracht. Er war verheiratet, und sie liebte ihn, sehr, ließ sich alles von ihm sagen. Sie stellte ihn den Eltern vor, machte mit ihm Ausflüge in die Umgebung, leistete ihm in seiner Soldateneinsamkeit Gesellschaft.

»Er war so aufmerksam zu mir, und ich hatte auch keine Angst vor ihm wie vor anderen Männern.«

15 Er bestimmte, und sie ging darauf ein. Einmal schenkte er ihr etwas: ein Parfüm. Er lieh ihr auch ein Radio für ihr Zimmer und holte es später wieder ab. »Damals« las er noch, und sie lasen zusammen ein Buch mit dem Titel »Am Kamin«. Bei einem Ausflug auf eine Alm, als sie auf dem Abstieg ein wenig liefen, entfuhr meiner Mutter ein Wind, und mein Vater verwies ihr das; im Weitergehen entschlüpfte ihm selber ein Furz, und er hüstelte. Sie krümmte sich ganz zusammen, als sie mir das später erzählte, und kicherte schadenfroh und doch mit schlechtem Gewissen, weil sie gerade ihre einzige Liebe schlecht machte. Es belustigte sie selber, daß sie einmal jemanden, und gerade so einen, liebgehabt hatte. Er war kleiner als sie, viele Jahre älter, fast kahlköpfig, sie ging in flachen Schuhen neben ihm her, immer den Schritt wechselnd, um sich ihm anzupassen, in einen abweisenden Arm eingehängt, aus dem sie immer wieder herausrutschte, ein ungleiches, lachhaftes Paar – und trotzdem sehnte sie sich noch zwanzig Jahre später danach, wieder für jemanden so etwas empfinden zu können wie einst nach mickrigen »Knigge-Aufmerksamkeiten«⁴ für diese »Sparkassenexistenz«. Aber es gab keinen

ANDEREN mehr: die Lebensumstände hatten sie zu einer Liebe erzogen, die auf einen nicht austauschbaren, nicht ersetzbaren Gegenstand fixiert bleiben mußte.

5 5
10 10
15 15
20 20
25 25
«Nach der Matura» sah ich meinen Vater zum ersten Mal: vor der Verabredungszeit kam er mir zufällig auf der Straße entgegen, ein geknicktes Papier auf der sonneverbrannten Nase, Sandalen an den Füßen, einen Colliehund an der Leine. In einem kleinen Café ihres Heimatortes traf er sich dann mit seiner ehemaligen Geliebten, die Mutter aufge-
regt, der Vater ratlos; ich stand weit weg an der «Musikbox und drückte »Devil in Disguise« von Elvis Presley». Der Ehemann hatte Wind von dem allen bekommen, schickte aber nur als Zeichen den jüngsten Sohn in das Café, wo das Kind ein Eis kaufte, dann neben der Mutter und dem Fremden stehenblieb und sie ab und zu mit immer den gleichen
15 15
20 20
25 25
Worten fragte, wann sie denn endlich nach Hause gehe. Mein Vater steckte ein Sonnenbrillengestell auf die andere Brille, redete zwischendurch zu dem Hund, wollte dann »schon einmal« zahlen. »Nein, nein, ich lade dich ein«, sagte er, als auch meine Mutter das Geldtäschchen aus der Handtasche nahm. Von unserer Urlaubsreise schickten wir ihr eine gemeinsame Ansichtskarte. Überall, wo wir uns einquartierten, verbreitete er, daß ich sein Sohn sei, denn er wollte auf keinen Fall, daß man uns für Homosexuelle
25 25
30 30
35 35
(»Hundertfünfundsiebziger«) hielt. Das Leben hatte ihn enttäuscht, er war mehr und mehr vereinsamt. »Seit ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere«, sagte er, natürlich nicht ganz im Ernst.

Kurz vor der Entbindung heiratete meine Mutter einen Unteroffizier der Deutschen Wehrmacht, der sie schon lange
30 30
35 35
VEREHRT und dem es auch nichts ausmachte, daß sie ein Kind von einem andern bekam. »Die oder keine!« hatte er auf den ersten Blick gedacht und gleich mit seinen Kameraden darauf gewettet, daß er sie bekommen würde,

beziehungsweise daß sie ihn nehmen würde. Er war ihr zuwider, aber man redete ihr das Pflichtbewußtsein ein (dem Kind einen Vater geben): zum ersten Mal ließ sie sich einschüchtern, das Lachen verging ihr ein bißchen. Außerdem imponierte es ihr, daß jemand sich gerade sie in den Kopf gesetzt hatte.

»Ich glaubte, er würde ohnehin im Krieg fallen«, erzählte sie. »Aber dann hatte ich auf einmal doch Angst um ihn.« Jedenfalls hatte sie nun »Anspruch auf ein Ehestandsdarlehen«. Mit dem Kind fuhr sie nach Berlin zu den Eltern ihres Mannes. Man duldete sie. Die ersten Bomben fielen schon, sie fuhr zurück, eine Allerweltsgeschichte, sie lachte wieder, schrie dabei oft, daß man zusammenschrak.

Den Ehemann vergaß sie, sie drückte das Kind an sich, daß es weinte, verkroch sich im Haus, wo man, nach dem Tod der Brüder, begriffsstützig aneinander vorbeischaute. Kam denn nichts mehr? Sollte es das schon gewesen sein? Seelenmessen*, die Kinderkrankheiten, zugezogene Vorhänge, Briefwechsel mit alten Bekannten aus den unbeschwer-
20 20
25 25
30 30
35 35
ten Tagen, Sich-nützlich-machen in der Küche und bei der Feldarbeit, von der man immer wieder weglief, um das Kind in den Schatten zu legen; dann die Sirenen des Ernstfalls, auch schon auf dem Land, das Gerenne der Bevölkerung zu den als Luftschutzbunkern vorgesehenen Felshöhlen, der erste Bombentrichter im Dorf, später Spielplatz und Abfallgrube.

Gerade die hellichten Tage wurden gespenstisch, und die Umwelt, im lebenslangen täglichen Umgang aus den Kinderalpträumen nach außen geschwitzt und damit vertraut gemacht, geisterte wieder durch die Gemüter als unfasbare Spukerscheinung.

Meine Mutter stand bei allen Ereignissen wie mit offenem Mund daneben. Sie wurde nicht schreckhaft, lachte höchstens, vom allgemeinen Schrecken angesteckt, einmal kurz
30 30
35 35
auf, weil sie sich gleichzeitig schämte, daß der Körper sich

Kath. Mess-
feiern für
Verstorbene
(und notabene
für Gefallene)

plötzlich so ungeniert selbständig machte. »Schämst du dich nicht?« oder »Du sollst dich schämen!« war schon für das kleine und vor allem für das heranwachsende Mädchen von den andern ständig vorgehaltene Leitfaden gewesen. Eine Äußerung von weiblichem Eigenleben in diesem ländlich-katholischen Sinnzusammenhang war überhaupt vorlaut und unbeherrscht; schiefe Blicke, so lange, bis die Beschämung nicht mehr nur possierlich gemimt wurde, sondern schon ganz innen die elementarsten Empfindungen abschreckte. »Weibliches Erröten« sogar in der Freude, weil man sich dieser Freude gehörigst schämen mußte; in der Traurigkeit wurde man nicht blaß, sondern rot im Gesicht, und brach statt in Tränen in Schweiß aus.

Meine Mutter hatte in der Stadt schon geglaubt, eine Lebensform gefunden zu haben, die ihr ein wenig entsprach, bei der sie sich jedenfalls wohl fühlte – nun merkte sie, daß die Lebensform der andern, indem sie jede zweite Möglichkeit ausschloß, auch als alleinseligmachender *Lebensinhalt* auftrat. Wenn sie von sich selber sprach, über einen berichtenden Satz hinaus, wurde sie mit einem Blick schon zum Schweigen gebracht. Die Lebenslust, ein Tanzschritt bei der Arbeit, das Nachsummen eines Schlagers, war eine Flaute im Kopf und kam einem, weil niemand darauf einging und man damit allein blieb, auch bald selber so vor. Die anderen lebten ihr eigenes Leben zugleich als Beispiel vor, aßen so wenig zum Beispielnehmen, schwiegen sich voreinander aus zum Beispielnehmen, gingen zur Beichte nur, um den zu Hause Bleibenden an seine Sünden zu erinnern.

So wurde man ausgehungert. Jeder kleine Versuch, sich klarzumachen, war nur ein Zurückmaulen. Man fühlte sich ja frei – konnte aber nicht heraus damit. Die anderen waren zwar Kinder; aber man wurde bedrückt, wenn gerade Kinder einen so strafend anschauten.

Bald nach Kriegsende fiel meiner Mutter der Ehemann ein,

und obwohl niemand nach ihr verlangt hatte, fuhr sie wieder nach Berlin. Auch der Mann hatte vergessen, daß er einmal, in einer Wette, auf sie aus gewesen war, und lebte mit einer Freundin zusammen; damals war ja Krieg gewesen.

Aber sie hatte das Kind mitgebracht, und lustlos befolgten beide das Pflichtprinzip.

Zur Untermiete in einem großen Zimmer in Berlin-Pankow⁷, der Mann, Straßenbahn-Fahrer, trank, Straßenbahn-Schaffner, trank, Bäcker, trank, die Frau ging immer wieder mit dem inzwischen zweiten Kind zum Brotgeber und bat, es noch einmal zu versuchen, die Allerweltsgeschichte.

In diesem Elend verlor meine Mutter die ländlichen Pausbacken und wurde eine recht elegante Frau. Sie trug den Kopf hoch und bekam einen Gang. Sie war nun so weit, daß sie sich alles anziehen konnte, und es kleidete sie. Sie brauchte keinen Fuchs um die Schultern⁷. Wenn der Mann, nach dem Rausch wieder nüchtern, sich an sie hängte und ihr bedeutete, daß er sie liebe, lächelte sie ihn erbarmungslos mitleidig an. Nichts mehr konnte ihr etwas anhaben.

Sie gingen viel aus und waren ein schönes Paar. Wenn er betrunken war, wurde er FRECH, und sie mußte STRENG zu ihm werden. Dann schlug er sie, weil sie ihm nichts zu sagen hatte und er es doch war, der das Geld heimbrachte.

Ohne sein Wissen trieb sie sich mit einer Nadel ein Kind ab.⁷

Eine Zeitlang wohnte er bei seinen Eltern, dann wurde er zu ihr zurückgeschickt. Kindheitserinnerungen: das frische Brot, das er manchmal nach Hause brachte, die schwarzen fettigen Pumpernickel, um die herum das düstere Zimmer aufblühte, die lobenden Worte der Mutter.

In diesen Erinnerungen gibt es überhaupt mehr Sachen als Menschen, ein tanzender Kreisel auf einer leeren Ruinen-

straße, Haferflocken auf einem Zuckerlöffel, grauer Auspeisungsschleim in einem Blechnapf mit russischem Markenzeichen, und von den Menschen nur Einzelteile: Haare, die Wangen, verknotete Narben an den Fingern; – die Mutter hatte aus ihren Kindertagen einen mit wildem Fleisch vernarbten Schnitt am Zeigefinger, und an diesem harten Höcker hielt man sich fest, wenn man neben ihr her ging.

Sie war also nichts geworden, konnte auch nichts mehr werden, das hatte man ihr nicht einmal vorzusagen brauchen. Schon erzählte sie von »meiner Zeit damals«, obwohl sie noch nicht einmal dreißig Jahre alt war. Bis jetzt hatte sie nichts »angenommen«, nun wurden die Lebensumstände so kümmerlich, daß sie erstmals vernünftig sein mußte. Sie nahm Verstand an, ohne etwas zu verstehen. Sie hatte schon angefangen, sich etwas auszudenken, und sogar so gut es ging danach zu leben versucht – dann das »Sei doch vernünftig!« – der Vernunft-Reflex – »Ich bin ja schon still!«

Sie wurde also eingeteilt und lernte auch selber das Einteilen, an Leuten und Gegenständen, obwohl daran kaum etwas zu lernen war: die Leute, nicht ansprechbarer Ehemann und noch nicht ansprechbare Kinder, zählten kaum, und die Gegenstände standen ohnehin fast nur in den allerkleinsten Einheiten zur Verfügung – so mußte sie kleinlich und häuslicher werden: die Sonntagsschuhe durfte man nicht wochentags tragen, das Ausgeh-Kleid mußte man zu Hause gleich wieder an den Bügel hängen, das Einkaufsnetz war nicht zum Spielen da!, das warme Brot erst für morgen. (Noch meine 'Firmungsuhr' später wurde gleich nach der Firmung weggesperrt.)

Aus Hilflosigkeit nahm sie Haltung an und wurde sich dabei selbst über. Sie wurde verletztlich und versteckte das mit ängstlicher, überanstrengter Würde, unter der bei der geringsten Kränkung sofort panisch ein wehrloses Gesicht hervorschaute. Sie war ganz leicht zu erniedrigen.

Wie ihr Vater glaubte sie sich nichts mehr gönnen zu dürfen und bat doch wieder mit verschämtem Lachen die Kinder, sie an einer Süßigkeit einmal mitlecken zu lassen.

Bei den Nachbarn war sie beliebt und wurde angestaunt, sie hatte ein österreichisch geselliges, sangesfreudiges Wesen, ein GERADER Mensch, nicht kokett und geziert wie die Großstadtmenschen, man konnte ihr nichts nachsagen. Auch mit den Russen vertrug sie sich, weil sie sich auf slowenisch mit ihnen verständigen konnte. Sie redete dann viel, einfach alles, was sie an gemeinsamen Worten wußte, das befreite sie.

Aber nie hatte sie Lust auf ein Abenteuer. Dafür wurde es ihr in der Regel zu früh schwer ums Herz; die immer gepredigte, inzwischen verkörperte Scham. Ein Abenteuer konnte sie sich nur so vorstellen, daß jemand von ihr »etwas wollte«; und das schreckte sie ab, schließlich wollte sie auch von niemandem was. Die Männer, mit denen sie später gern zusammen war, waren KAVALIERE, das gute Gefühl, das sie bei ihnen hatte, genügte ihr als Zärtlichkeit. Wenn nur jemand zum Reden da war, wurde sie gelöst und fast glücklich. Sie ließ es nicht mehr zu, daß man sich ihr näherte, es hätte denn mit jener Behutsamkeit sein müssen, unter der sie sich einmal als eigener Mensch gefühlt hatte – aber die erlebte sie nur noch im Traum.

Sie wurde ein neutrales Wesen, veräußerte sich in den täglichen Kram.

Sie war nicht einsam, spürte sich höchstens als etwas Halbes. Aber es gab niemanden, der sie ergänzte. »Wir ergänzen uns so gut«, erzählte sie aus ihrer Zeit mit dem Sparkassenangestellten; das wäre ihr Ideal von ewiger Liebe gewesen.

Der Nachkrieg; die Großstadt: ein Stadtleben wie früher war in dieser Stadt nicht möglich. Bergauf und bergab lief man über Schutt durch sie hindurch, um Wege abzukürzen,

- 7.1 **Wunschloses Unglück:** Die schroffe Antithese zur landläufigen Phrase vom »wunschlosen Glück« (insbesondere eines Frauenlebens im traut-bescheidenen Familienkreis) orientiert den Leser: Hier wird ein Unglück erzählt, in dem es nicht einmal mehr den Wunsch auf Veränderung gibt.
Die für die Erzählung relevante semantische Verknüpfung von »wunsch- und hoffnungslos« findet man im *Deutschen Wörterbuch* (von Jacob und Wilhelm Grimm) vom Beginn des 19. Jh.s an belegt.
Der erste Titel der Erzählung lautete im Typoskript »Interesseloser Überdruß« (Katalog der Dauerausstellung »Peter Handke« im Schloss Griffen, Marktgemeinde Griffen 1997).
- 9.1-2 **»He not busy [. . .] dying« BOB DYLAN:** Die Liedzeile von dem, der nichts dazu tat, um geboren zu werden, doch vieles, um zu sterben, entstammt dem Song »It's Alright, Ma« (1965) von Bob Dylans Album *Bring it all back home*. In dem sarkastischen Lied werden von einem Heranwachsenden Phrasen und »rules / for the wise men and the fools« in überakzentuiertem Sprechgesang verworfen. Das Motto des Buches erscheint in diesem Kontext als Wiedergabe dümmlichen Spotts über »suicide remarks« (Selbstmordandeutungen). Die Titel- und Refrainzeile verweist auf die Beschwichtigung einer besorgten Mutter. – Der US-Folk- und Rocklyriker, Sänger und Gitarrist Robert Zimmermann (*1941) wählte seinen Künstlernamen aus Verehrung für den walisischen Dichter Thomas Dylan (1914–1953). Dylans Lieder, ihre Themen, ihre Tonlage, ihr »Drive«, hatten gemeinschaftsbildende Wirkung für die Bürgerrechts- und Anti-Vietnamkriegs-Protestbewegungen ab Mitte der 1960er-Jahre weit über die USA hinaus. – Aktuelle Populärkulturzitate (Musik- und Filmsequenzen) finden sich häufig in den Prosatexten Handkes; 1965 schrieb er für Radio Graz einen Rundfunkbeitrag über die Beatles, 1990 die essayistische Erzählung *Versuch über die Jukebox*.
- 9.3-6 **»Dusk was falling [. . .] »A Dog's Ransom«:** Im Jahr 1972, also zur Zeit der Niederschrift, ist Patricia Highsmiths (1921–1995) Roman *A Dog's Ransom* soeben auf engl. erschienen; die dt.

Übersetzung *Lösegeld für einen Hund* folgte erst 1974. Das für ein Motto relativ banale Zitat liest sich in dieser Übersetzung so: »Die Dämmerung fiel schnell im Oktober; es war jetzt kurz nach sieben . . .« In der Übersetzung geht offenkundig das verloren, was Highsmith einmal den »langsamen Stil« nannte: Die disparaten Partikel von Bewusstsein und Außenwelt werden vom Erzähler »allmählich verfertigend« zusammengefügt. – Der Name der US-Autorin Patricia Highsmith verweist auf Krimdramaturgie, genauer: auf den Erzähler/Leser als ermittelnden Beobachter aller Figuren und auf die Durchkreuzung der linearen »action«-Logik durch zögerlich-alogische Verhaltensweisen (und Dostojewski-Anspielungen).

Unter der Rubrik [. . .] **Überdosis von Schlaftabletten.**«: Diese 11.1-5
Meldung findet sich in der Tat in der Ausgabe vom Sonntag, den 21. November 1971, der *VZ (Volkszeitung) Kärnten-Osttirol*, einer Tageszeitung, herausgegeben von der Ö[sterrreichischen] V[olks] P[artei] Kärnten. Literarisch stilisiert (Distanz herstellend) an drei Punkten: Aus »Altenmarkt (Gemeinde Griffen)« wird »A. (Gemeinde G.)«; aus »Aktuelles kurz gemeldet« wird »Vermischtes«. – Der Mädchennamen der Mutter des Dichters, Maria Handke, geboren im Oktober 1920, war Siutz – eine germanisierte Form des älteren slowen. Namens Sivec. Im slowen. Pendant zum dt. Ortsnamen »Griffen« ist das topographisch plausible slowen. Wort für »Bergkamm« enthalten.
Noch Anfang 1971 hat die *Kärntner Volkszeitung* solche Chronik-Kurzmeldungen geographisch gegliedert; eine Meldung aus der 3 300-Einwohner-Marktgemeinde Griffen (im Bezirk Völkermarkt) wäre in diesem Schema unter »AUS DEM GRENZLAND« erschienen; mit »Grenzland« wurden jene Bezirke im Südosten Kärntens mit einem großen Anteil Slowenisch-Sprachiger umschrieben, in denen im Oktober 1920 eine Volksabstimmung für den Verbleib in der Republik Österreich (gegen das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen/SHS) entschieden hatte.

in seinem letzten Film *James Bond: Der Geheimagent 007 mit der Lizenz zum Töten*« wurde vom Engländer Ian Fleming (1908–1964) als Romanheld erschaffen. Ästhetisierung der Gewalt im Geiste des Kalten Kriegs kennzeichnet die Verfilmungen 12.12

- ab 1962; ihren außerordentlichen Erfolg verdanken die Bond-Filme nicht zuletzt aufwändigen technischen Requisiten, die die Technik zugleich fetischisieren und dämonisieren. Im Jahre 1972 ist der siebte Bond-Film, *Diamantenfieber* (*Diamonds are forever*, 1971), der »letzte« Film. (Einer der Feuilletonbeiträge Handkes für Radio Graz – im Jahre 1966 – war dem »Märchen von James Bond« gewidmet.)
- 13 11–13 mit einer religiösen [...] oder soziologischen Traumdeutungstabelle: Sieht man von der polemischen Gleichsetzung von Psychologie und Soziologie mit Religion ab, ließe sich die Stelle auf die Diskussion um den Status der Wissenschaften im »Neuen Realismus« beziehen. Handke wandte sich dagegen, dass Literatur als »Hilfswissenschaft« das in Lexika Nachlesbare reproduziere: »Das Erforschen und Bewältigen der Wirklichkeit (ich weiß gar nicht, was das ist) überlasse ich den Wissenschaften, die allerdings mir mit ihren Daten und Methoden (soziologischen, medizinischen, psychologischen, juristischen) wieder Material für meine Wirklichkeit liefern können« (vgl. *Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms*, S. 25).
- 14 5–10 »es begann mit ...« [...] Es begann also damit: Die Sequenz markiert die Zäsur zwischen der Rahmenerzählung (der Reflexion der »Arbeit« des Schreibens) und der chronologisch erzählten Lebensgeschichte der Mutter als Binnenerzählung (bis 62,3). Der Rückgriff auf eine traditionelle Novellenbauform durch ein selbstironisches Paradoxon erinnert an einen Buchtitel von Handkes kritischem Weggefährten Michael Scharang: *Schluß mit dem Erzählen und andere Erzählungen* (1970).
- 14 18 Zustände von vor 1848: In der Gegend um Griffen gab es kirchlichen und ehemals adeligen Großgrundbesitz (Forste mit Sägewerken). – In den Monaten der bürgerlich-revolutionären Hegemonie von März bis Oktober 1848 konnte in Österreich die Bauernbefreiung durchgesetzt werden. Die Abschaffung feudaler Verhältnisse auf dem Land (die so genannte »Bauernbefreiung« vom 7./9. 8. 1848, nach einem Antrag Hans Kudlichs [1823–1917]) war das einzige dauerhafte Ergebnis der 48er-Revolution. Die gesetzlichen Grundlagen dieser Errungenschaft dürfte der Jurastudent Peter Handke als Prüfungsstoff aus der *Österreichischer Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte* ken-

nen gelernt haben. Juristische und juristisch inspirierte Textformen finden sich in seiner *Begrüßung des Aufsichtsrats* (1967): »Das Standrecht«, »Prüfungsfrage 1«, »Prüfungsfrage 2«, »Der Augenzeugenbericht«, und in: *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt* (1969): »Die drei Lesungen des Gesetzes«, eine sarkastisch illusionslose Auseinandersetzung mit den Notstandsgesetzen, gegen die damals bundesweite Demonstrationen stattfanden.

Mein Großvater [...] ist slowenischer Abstammung: Der (geliebte) Großvater des Autors, der Kleinbauer (Hofname »Bunder«) Gregor Siutz (1886–1975), gehört zu den quasi-dokumentarischen Figuren dieser Erzählung. – Den Stellenwert der eigenen Familiengeschichte in seinem literarischen Werk hat Handke 1983 in einem Interview so charakterisiert: »Was mich überhaupt auf den Weg bringt, das zu schreiben, ist ja, daß ich aus einer Familie komme, die überhaupt keine Geschichte hat. [...] Und da bin ich eigentlich sehr froh darüber, daß es völlig aus dem Leeren kommt, alles. Ich kann da erfinden. [...] Wir waren halt Keuschler [österr., Kleinbauer, Besitzer einer Keusche, eines kleinen Bauernhauses] und Knechte, ja, unehelich, alles. [...] Also gerade das ist es – ohne daß ich jetzt darauf bestehe, daß es Knechte waren« (zit. n. Wieser 1998, S. 276 f.). – In *Die Wiederholung* (1986) hat Handke die »Koordinaten« seiner Kindheit erneut aufgegriffen: »Die Figur von Filips Vater in der *Wiederholung*, das heißt Gregor Kobal, ist das Bild meines Großvaters, ein verhältnismäßig genaues Bild dieses kärntner-slowenischen Kleinbauern« (zit. n. Wieser 1998, S. 107).

Inflation der zwanziger Jahre: Die Inflation hatte in der Monarchie 1914 mit dem Eintritt in den Weltkrieg eingesetzt, hielt in der jungen Republik stetig an und nahm ab 1921 katastrophale Ausmaße an (Kaufkraft-Relation Juli 1914 : Oktober 1918 : Oktober 1921 : August 1922 = 14 400 : 205 : 15 : 1). Im Oktober 1922 kam es zur »Genfer Sanierung« (Völkerbund-Anleihe mit rigorosen Auflagen), die erst mit der Währungsreform zum Jahresbeginn 1925 nachhaltig zu greifen begann; eine rapide steigende Massenarbeitslosigkeit blieb Folge- und Begleiterscheinung der Hartwährungspolitik (unter Aufsicht eines Völkerbund-Kommissars bis 1937).

- 15.30 **AUSSTATTUNG:** Das »Heiratsgut« von Bauerntöchtern – als Abgeltung des Erbteils – hat meist nur eine Garnitur von Bett-, Tisch- und Leibwäsche sowie (neu vom Tischler) Bett und Schrank umfasst.
- 16.2 **Freistelle auf dem Gymnasium:** Noch bis Anfang der 1960er-Jahre war für den Besuch höherer Schulen Schulgeld zu bezahlen; hinzu kamen häufig Internatskosten, da es außerhalb der Landeshauptstädte kaum Gymnasien gab. – Handke selbst wurde ab Herbst 1954 Schüler des 1. Bundesgymnasiums Klagenfurt und Zögling des bischöflichen Knabeninternats »Marianum«; mitten im Schuljahr 1959/1960 wurde er dieses Priesterseminars verwiesen, nachdem er bei der Lektüre »unsittlicher« Romane von Graham Greene (1904–1991) ertappt worden war (vgl. Haslinger 1992, S. 28 ff. u. S. 42).
- 16.30–32 **als Gemeinderat [...] Partei zu vertreten:** Gemeint ist die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ), die 1955 v. a. als Auffangbecken für ehemalige NSDAP-Mitglieder gegründet wurde und sich in den ersten Jahren auf ihre (deutsch)nationalen Positionen (unter Einschluss rechtsextremistischer Traditionspflege) beschränkte. Zwischen 1965 und 1975 versuchte sie, sich durch die Hervorkehrung eines »jungen« Mittelstands- und Aufsteiger-Liberalismus neu zu positionieren (vgl. K. R. Luther: »Die FPÖ«, in: Herbert Dachs u. a. (Hg.): *Handbuch des politischen Systems Österreichs*, Wien 1992, S. 247 ff.). – Innerhalb der Kärntner Slowenen ist es »sozial gesehen die Dorfbourgeoisie«, die zu (deutsch)national-liberalen Gruppierungen tendiert (vgl. Tina Bahovec: »Die Kärntner Slowenen 1930–1941«, in: Andreas Moritsch (Hg.): *Die Kärntner Slowenen*, Klagenfurt u. a. 2000, S. 237).
- 17.31–32 **Sonntagsblatt der Diözese [...] nur der Fortsetzungsroman:** Unter Aufsicht der kath. Diözese Gurk(-Klagenfurt) erschienen in diesen Jahren: *Nedelja* (= *Sonntag*, 1926–1940, ohne Roman, aber mit Angeboten slowen. Bücherpakete) und der *Kärntner Sonntag* (1935–1938): *Das Geheimnis des alten Schloßturms* und *Der Sohn des Wilderers* bildeten die Fortsetzungsromane im ersten Quartal 1938.
- 18.18–21 **Seiten wunschlos [...] unglücklich. Keine Vergleichsmöglichkeiten:** Dies ist gleichermaßen die Selbstinterpretation des Ti-

tels. Später wird die wichtige Funktion der Literatur als Vergleichsmöglichkeit dargestellt (vgl. 46,24–35), wie überhaupt für Handkes Begriff von Literatur der Entwurf von Lebensformen eminente Bedeutung hat.

Es fing damit [...] es war undenkbar.: Geht man von der Überlegung am Schluss der Erzählung aus, es würde den »Ereignissen besser entsprechen [...] Musik zu schreiben« (67,19–20), könnte man hier »besser« von der Entfaltung des zweiten Hauptthemas sprechen: »Bedürftigkeit nach einer anderen Lebensform«. Am 10. April 1938 [...] um die Wette.«: Nach der triumphalistischen militärischen »Heimholung« Österreichs in das Großdeutsche Reich (11./13. 3. 1938) löste Adolf Hitler (1889–1945) am 18. März den Deutschen Reichstag auf und setzte den 10. April als Termin für Neuwahlen und Volksabstimmung im gesamten Reichsgebiet an. Am 25. März begann er – aufwändig wie zuletzt bei den »Deutschlandflügen« von 1932 und nie mehr danach – in Königsberg mit seiner »Wahlfahrt von der Bernsteinküste bis zu den Karawanken« (dieses Zitat aus einer Hitler-Rede begegnet März/April 1938 öfter im *Völkischen Beobachter*); sechs (von 14) Großkundgebungen fanden in Österreich – neben Huldigungen entlang der Bahnstrecken – statt: in Graz, Klagenfurt (Montag 4. April, »kurz nach 16 Uhr« auf dem Messegelände), Innsbruck, Salzburg, Linz und Wien. – Der in Anführungszeichen gesetzte Text ist wohl als »oral history«-Reminiszenz (mit entsprechenden Unschärfen bzw. als Verschränkung von zeitlich benachbarten Ereignissen) zu bewerten. Vorführungen der Luftwaffe sind in diesen Wochen an der Tagesordnung.

Gegen den schönen Schein der spielerischen Vereinigung von »Altreich« und den »heimischen« Kräften sei die militärische und propagandistische Gewalt und strategische Planung des »Anschlusses« von Österreich am Beispiel der Luftwaffe kurz mit ein paar Fakten beleuchtet: Am 12. und 13. März wurden 300 Mio. Flugblätter über Österreich abgeworfen. Schon am Mittag des 12. März erging an die Piloten der Befehl, in »Stafeln, Gruppen, Geschwadern« in geringer Höhe die dicht besiedelten Gebiete möglichst häufig zu überfliegen. Von den knapp 60 000 Angehörigen des osterr. Bundesheers verweigerten nur

18.23–32

19.30–20.3

126 die Vereidigung »auf den Führer« (am 14. März). Der Kommandant »unserer (243 motorisierten) heimischen Flugzeuge«, Alexander Löhr (1885–1947), reihte sich »vorbildlich« in die Parade von 500 Flugzeugen (»15 km im Staffeikeil«) bei der Großkundgebung mit Joseph Goebbels (1897–1945) und Hitler am 15. März auf dem Wiener Heldenplatz ein. Löhr, im April 1938 mit dem Kommando über den »Luftgau Österreich« belohnt, war später Befehlshaber bei der Bombardierung Warschaus und Belgrads und Chef der (Balkan-)Heeresgruppe Süd-Ost (vgl. hierzu: Erwin Schmidl: März 38. *Der deutsche Einmarsch in Österreich*, Wien 1987, S. 167–169; und Othmar Uider: *Die Luftwaffe in Österreich*, Wien 1985, S. 4–9).

20.13–15 »So muß dein Stimmzettel [...] Strichen zu durchkreuzen.«: Der Volltext des Stimmzettels lautet: »Volksabstimmung und Großdeutscher Reichstag. Stimmzettel. Bist Du mit der am 13. März 1938 vollzogenen Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich einverstanden und stimmst Du für die Liste unseres Führers Adolf Hitler? Ja/Nein.«

In den Wochen vor der Abstimmung war es den Zeitungen untersagt, das Wort »Ja« in einem anderen Konnex als dem des 10. April zu benützen. Die Kärntner Nazis propagierten den 10. April als Vollendung der Volksabstimmung von 1920, als »in der Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung der erste deutsche Sieg errungen« worden sei (*Kärntner Tagblatt*, 3. 4. 1938). Das Ergebnis von Griffen: 1 580 (von 1 582) Stimmen abgegeben, 3 Nein, 2 Ungültig, 1 575 Ja, war »normal«: Die Zahl der Ja-Stimmen (bei faktisch aufgehobenem Wahlgeheimnis) betrug im »Altreich« 99,08 %, in Österreich 99,75 %. Der Anteil der vom Stimmrecht Ausgeschlossenen (»Juden, Verbrecher und Bolschewisten«) betrug in Österreich 360 000 (= 8 %).

20.23–25 die Berggipfel SCHMÜCKTEN [...] Ereignisse als Naturschauspiel: Bereits vor 1938 haben die in Österreich bis dato illegalen Nazis mit Sonnwend- und anderen Feuern auf Bergen und mit der Bemalung von nackten Felsen mit weithin sichtbaren Hakenkreuzen Präsenz demonstriert.

20.30–32 Endlich einmal zeigte [...] ein großer Zusammenhang: Die Beschreibung der Faszination durch die nationalsozialistischen »Gemeinschaftserlebnisse« hat etwas zutiefst Irritierendes:

Denn es ist hier nicht nur von der Mutter die Rede, die der Scheinversöhnung der »Volksgemeinschafts«-Idee verfällt. In dem der Autor hier indirekt seine Sehnsucht nach »Zusammenhang« mit thematischen Ausdrücken wie »alles ordnete sich in eine Beziehung zueinander«, »Fest«, »sinnvoll«, »eine Form, in der man sich gut aufgehoben und doch frei fühlte«, anspricht, weist er indirekt auf die politische Pervertierbarkeit seiner eigenen Sehnsucht nach ästhetischer Versöhnung. Im Gespräch mit Herbert Gamper hat Handke von dieser »Gefahr einer voreiligen Versöhnung« gesprochen. In *Wunschloses Unglück* habe er, und das Gespräch nimmt an dieser Stelle eine geradezu dramatische Wendung, diese eigene Versuchung »übertragen« auf die Mutter: »G. In diesem Fall haben Sie Ihre Versuchung zur voreiligen ... / H. Auch. / G. ... Versöhnung ... / H. Auch. / G. Übertragen. / H. Ja, sicher, sonst hätte ich das doch gar nicht so mitspielen können mit der Heldin dieser Geschichte, sagen wir jetzt vielleicht ironisch« (Gamper 1990, S. 224 f.).

»Gemeinnutz geht vor [...] geht vor Eigensinn.«: Diese (vielleicht werbewirksamste) Naziparole knüpft zum einen an sozialistische Losungen, zum anderen an den Begriff der Gemeinnützigkeit im bürgerlichen Recht an. Doch der »Gemeinnutz« wird definiert als Nutzen der rassistisch abgegrenzten »Volksgemeinschaft«, die »gegliedert« ist – in »Führer« und »Gefolgschaft«.

UFA-Wochenschau: Die dt. Universum Film AG, 1917 gegründet, seit 1927 Teil des Konzerns des Nazisympathisanten Alfred Hugenberg (1865–1951), ist ab 1937 vollständig in Staatsbesitz und ab 1942 Mutterfirma aller staatlichen Filmfirmen. Die Massenwirksamkeit von Wochenschauen – in Deutschland seit 1914 – als periodischer Filmberichterstattung im Beiprogramm der Kinovorstellungen (im Vorfernsehzeitalter) ist kaum zu überschätzen. Im NS-Staat unterstand die Wochenschau der Filmabteilung des Reichspropagandaministeriums, das auch die ausführlichen Presseankündigungen vorgab.

Gepränge: Dieses rare Wort, das für »Prunk«, »Prachtentfaltung« steht, wird bei Karl Heinrich Waggerl (1897–1973; s. Erl. zu 43,13) gerne zur verklärenden Beschreibung von kirchlich-dörflichem Zeremonienbrauchtum benutzt. – Friedrich Heer

- (1916–1983), ein linkskath. österr. Kulturhistoriker, der die These von der Prägung Hitlers durch den antisemitischen österr. Katholizismus vertrat, schreibt in seinem Bestseller *Der Glaube des Adolf Hitler* (1968), dass bei NS-(Parteitags-)Inszenierungen dezidiert auf kirchliche Zeremonien rekurriert wurde.
- 21.29–30 als menschenloses Sinnbild eingetrichtert: Der poetologische Begriff: »Sinnbild« wurde von dem dt. Barockdichter Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) in seinem *Poetischen Trichter* (3 Bde.; 1647–1649) im Rahmen eines mehr als 400 Seiten umfassenden, alphabetisch geordneten Verzeichnisses von muster-gültigen bildhaften Redeweisen (Embleme, Allegorien, Symbole) in die dt. Sprache eingeführt. Die Verbindung von poetologischem Gedächtnis und sprachanalytischem Bewusstsein zeigt, wie Handkes »literarisches Denken« (Scharang) politische Kritikfähigkeit impliziert.
- 22.18–19 »Atemnot am Flußufer« [. . .] Thomas Bernhard: Dieses Motiv ist zentral in Thomas Bernhards (1931–1989) Selbstmord-Krankengeschichte *Amras* (1965).
- 22.23 Volksempfänger: Offizielle Bezeichnung für ein auf (Inlands-)Mittelwelle beschränktes, wohlfeiles (76 Reichsmark gegenüber zuvor üblichen 300 Reichsmark), seit 1933 in NS-Deutschland verbreitetes Rundfunkgerät (»VE 301« – benannt nach dem 30. 1. 1933, dem Tag der Machtergreifung, auch »Goebbels-Schnauze« genannt.) Anfang 1938 hatte der Österreichische Rundfunk 620 000 Teilnehmer, was etwa einem Drittel der Haushalte entspricht. In den knapp vier Wochen zwischen dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht und der Volksabstimmung wurden in Österreich zwischen 17 000 und 20 000 Geräte gratis ausgegeben, teils von der NSDAP, teils von der Geräteindustrie bereitgestellt. Die NS-Ortsleitungen wurden angewiesen, flächendeckend den Gemeinschaftsempfang auf öffentlichen Plätzen, in Betrieben, Gaststätten und »bei bekannten Hausbewohnern« zu organisieren (vgl. Theodor Venus: »Von der »RAVAG« zum »Reichssender Wien«, in: Wolfgang Neugebauer (Hg.): *NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945*, Wien 2000, S. 606 ff.).
- 22.24–25 indem er die »Ungewißheit [. . .] Umstände vermehrte« (Clausewitz): In dem Werk des preuß. Generalstäblers und Militär-

theoretikers Carl Philipp Gottlieb von Clausewitz (1780–1831), *Vom Kriege* (1832–1834 und nachgelassene Skizzen), ist dieser Gedanke zentral und in vielen Wendungen wiederkehrend; doch der Krieg als rauschhaftes Spannungs-Erlebnis, wie es der Handke'sche Kontext nahe legt, war dem in rationalistischer Philosophie geschulten Clausewitz fremd. Vielmehr sei seiner Unwissenheit wegen »im Kriege der Irrtum an der Tagesordnung«; Unwissenheit und die »natürliche Furcht vor dem alles entscheidenden Spruch des Schicksals« würden als ein »Sperrad« für kriegerische Aktivitäten wirken – mit Ausnahme »ganz roher Völker«, »junger Feldherren« und waghalsiger Spieler. (Diese Erwägungen aus dem 16. Kapitel des Dritten Buchs sucht man vergeblich in den vielen »Feldpostausgaben« zwischen 1939 und 1943, die eine Zitat Auswahl aus Clausewitz' *Vom Kriege* enthalten.) Entscheidend war für Clausewitz der Gedanke, dass der Krieg *alle* Umstände, *alle* gesellschaftlichen Bereiche durchdringt. Ziele und Mittel des Kriegs können folglich nur aus dem »Gesamtüberblick aller Verhältnisse« – aus der Politik – bestimmt werden. Der Krieg ist »nichts Selbständiges«; er hat »seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik«: »[D]er Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen mit Einmischung anderer Mittel« (vgl. 8. Buch ff. u. 6. Kapitel, B).

Knigge-Aufmerksamkeiten: Angespielt wird hier auf Adolph Freiherr von Knigges (1752–1796) einflussreiche Schrift *Über den Umgang mit Menschen*, eine Anleitung zur Erlernung gesellschaftlicher Umgangsformen. Das Buch erschien nach Knigges Tod in vielen gekürzten und verfälschten Ausgaben: Aus einem Buch, das – im aufklärerischen Sinne – praktische Lebensklugheit vermitteln wollte, wurde ein Handbuch mit Anstandsregeln, »der Knigge«, der mit dem Original nichts mehr gemein hatte.

Sparkassenexistenz: In seiner Handke-Biographie erwähnt Haslinger einen an ihn gerichteten Brief des Autors: »Vor zwei Tagen . . . habe ich in einem Hamburger Vorort meinen 83jährigen Vater mit seiner fast ebenso alten Lebensfrau besucht [. . .]. Das war erfreulich; als 48jähriger kann ich, zumindest auf die Entfernung, zu meiner Überraschung, von einem bis dahin eher

- Fremden, ein Wort wie ›Vater‹ denken. [...] und ich schämte mich heute nacht für das Wort ›Sparkassenexistenz‹, das ich in *Wunschloses Unglück* gebrauchte« (Brief v. 16. 12. 1990, zit. n. Haslinger 1992, S. 47).
- 24.4 Nach der Matura [...] zum ersten Mal: Handke selbst hat die »Reifeprüfung« – das österr. Pendant zum Abitur – im Juni 1961 am (altsprachlich-humanistischen) Bundesgymnasium in Klagenfurt mit Auszeichnung abgelegt. – In *Die Lehre der Sainte-Victoire* (S. 76 f.) wird von späteren Treffen mit dem leiblichen Vater, dem Filialleiter einer Sparkasse in der Umgebung von Hamburg, erzählt.
- 24.10-11 Musikbox und drückte [...] von Elvis Presley: Den flapsigen Bosheiten vom »maskierten Teufel« (1963) gehen fröhlich-schmachtende Schmeicheleien voraus: »you look like an angel . . .« Elvis Presley (1935–1977), der »King of Rock 'n' Roll«, verdankte seine große Popularität bei der Jugend um 1960 nicht zuletzt der Tatsache, dass sein legerer Stil von der Erwachsenenwelt als »wild« und »halbstark« befundet wurde.
- 24.25 »Hundertfünfsiebziger«: Die seit 1871 im § 175 des dt. Strafrechts verankerte Inkriminierung der Homosexualität – durch Kastrations- und KZ-Drohung im Dritten Reich verschärft – wurde durch die Reformen seit 1969 weitgehend entkriminalisiert.
- 25.9-10 Anspruch auf ein Ehestandsdarlehen: In NS-Deutschland erhielten Frauen Kredite, die sich verpflichteten, nach der Heirat keine Tätigkeit als Arbeitnehmerin mehr aufzunehmen, und die als »bedürftig« und als »politisch und eugenisch zuverlässig« eingestuft wurden. Die Bedingung des Beschäftigungsverbots wurde mit der einsetzenden Rüstungskonjunktur im Oktober 1937 aufgehoben. – Durch die Heirat mit dem Unteroffizier Adolf Bruno Handke aus Brandenburg/Havel am 16. 11. 1942 (also sehr kurz vor der Niederkunft) entstand – im NS-Jargon – eine (im Gegensatz zur rassischen »Mischehe« relativ geschützte) »gemischtvölkische Ehe«.
- 27.8-9 Berlin-Pankow: Nordöstl. Stadtteil von Berlin; auf der Basis der Berliner Deklaration vom 5. 6. 1945 stand er unter Kontrolle der sowjet. Militäradministration in Deutschland – im Rahmen des Viermächtestatus; die gemeinsame Oberhoheit der vier Alliierten über Berlin (mit einer Stadtverwaltung) wird mit der Berlin-Krise (Juni/September 1948) faktisch beseitigt.
- Sie brauchte keinen Fuchs um die Schultern.: In (österr.-ländl.) Fotoalben der 1920er- bis 1940er-Jahre fehlt es nie: das stolze Porträt der jungen Frau im Sonntagskostüm mit dem echten Fuchs um die Schultern.
- Ohne sein Wissen [...] ein Kind ab.: Der im Dritten Reich mehrmals verschärfte § 218 hat Abtreibung als ein »gegen den Lebens- und Zukunftswillen des deutschen Volkes« gerichteteres Verbrechen definiert.
- Firmungsuhr: Die (erste) Armbanduhr war das (wertvolle) Norm-Geschenk des Firmpaten zum kath. Initiationssakrament (für 10- bis 14-Jährige).
- Auch mit den Russen [...] das befreite sie.: In seinem Slowenien-Buch: *Abschied des Träumers vom Neunten Land* (1991, S. 7–9) nennt Handke seinen und den Geburtsort seiner Mutter ein altes Slowenendorf, »wo seinerzeit, im Zweiten Weltkrieg, noch die Mehrheit, nein, die Gesamtheit österreichisch-slowenisch war und auch in der entsprechenden Mundart miteinander verkehrte, und meine Mutter sah sich [...] in ihrer Mädchenzeit als eine aus jenem Volk (später, nach dem Krieg, nur noch unter andern)«.
- »Verlassen, verlassen [...] dieses künstlichen Heimatliedes: Das getragen gesungene Lied stammt von dem Kärntner Komponisten und Mundartdichter Thomas Koschat (1845–1914): »Verlassen, verlassen, / Verlassen bin i, / Wia da Stan auf der Straßen, / Ka Diandle mag mi.« Koschat fügt diesem Anfang des 16-Zeilen-Texts die (bei ihm unübliche) Fußnote hinzu: »Die ersten vier Verse sind Volkslied« (Hadrlich: *Lieder in Kärntner Mundart*, Wien 1877, S. 20).
- Ich vergleiche also [...] eines Frauenlebens satzweise: In einem Interview (*Kurier Wien*, 22. 9. 1972) auf diese Passage angesprochen, erläutert Handke: »Man soll diesen Satz nicht verabsolutieren. Wenn ich nur die private Geschichte erzähle, dann bleibt die Geschichte auch privat. Wenn ich aber auf den öffentlichen Sprachvorrat eingehe, dann wird die Geschichte auch öffentlich oder – wenn Sie wollen – politisch.« Die meisten der in KAPITÄLCHEN gesetzten Wörter und der mit Anführungszeichen